

# Die Heirat des Königs

Autor(en): **Motteville, de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759075>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Heirat des Königs

von Madame de Motteville

Auch frühere Zeiten hatten ihre Königskrisen. Sie spielten nur weniger im Rampenlicht der Oeffentlichkeit, sondern blieben mehr eingeschlossen in den höfischen Bezirk. Aufbewahrt aber wurden sie vor allem von der Hofliteratur. Denn nicht nur eine höfische, auch eine Hof-Literatur gibt es in den meisten Monarchien, am vielfältigsten und schönsten wohl in derjenigen Frankreichs. Man glaube nicht, dass diese Literatur von besonderer Ueppigkeit, billigem Genuss und spielerischer Sekurität handle. Die grossen Höfe waren immer Gefahrzonen. Wo die Umstände es begünstigten, wuchs an ihnen ein tüchtiges Geschlecht heran, wie wir es heute noch bewundernd feststellen am französischen im 17. Jahrhundert. Dessen Memoiren spiegeln einen grossen Menschentypus wieder. Die Seiten, die wir hier übersetzen, stammen aus der Feder der Madame de Motteville, die sich des besonderen Vertrauens der Anne d'Autriche, Witwe Ludwigs XIII., lebenslang erfreute. Diese Anne d'Autriche ist die Königin des folgenden Fragments, der König aber, der auftritt, ihr noch unverheirateter Sohn Ludwig XIV. Die Episode spielt im Jahre 1659, während einer der wichtigsten Atempausen der französisch-spanischen Politik, da der König einundzwanzig, die ihm so sehr gefallende Nichte des leitenden Ministers und Kardinals Mazarin, Marie de Mancini, neunzehnjährig war. Wir glaubten aus vielen Gründen, dem heutigen Leser bedeutende Kürzungen schuldig zu sein, ohne dadurch unser Ziel, ihm den Wandel der Geschichte in Erinnerung zu rufen, im mindesten verfehlen zu müssen.

F. E.

**D**ie Königin fühlte die grösste Abneigung gegen Marie de Mancini. Das war begründet in ihrer Auffassung von Pflicht und von Gewissen, worin wir allezeit die Richtschnur unseres Handelns sehen wollen. Darüber hinaus hatte sie noch einen besonderen Beschwerdegrund. Trotz des erklärten Missfallens der Königin erschien der König vor ihr nie ohne Marie de Mancini. Das Fräulein folgte ihm auf Schritt und Tritt, im geflüsterten Gespräch mit ihm, selbst in Gegenwart der Königin: weder der gute Ton noch der geschuldete Respekt hinderten sie daran im mindesten. Die Königin konnte sich nicht enthalten, dem König darüber Vorstellungen zu machen. Er nahm ihre Worte aber nicht mit seiner sonstigen Gefügigkeit hin, begann vielmehr erstmals Widerstand zu leisten, ja verbarg nicht einmal seinen Aerger. Man hätte sich nicht wundern müssen, wenn in den Jahren, in denen der König stand, die Leidenschaft den Sieg über seine Seele davongetragen hätte — die Jugend weiss noch nichts

von den Catonen, die mit ihr keinen Umgang pflegen. Es war leicht zu erkennen, dass der Fürst, seine Weisheit verleugnend, eher dem Beispiel Cäsars in Aegypten, als dessen Zensoren zuneigte. König und Königin blieben zwar durch Bande des Herzens verbunden wie vorher; ihre Freundschaft liess an Festigkeit nicht nach; aber ihre Sympathien gingen nach entgegengesetzten Seiten, und Mademoiselle de Mancini erfreute sich von Seiten des Sohns und seiner Mutter sehr verschiedener Gefühle. Der König suchte nur sein Vergnügen, und die Königin dachte nur daran, wie sie es anstelle, dass er lebe als ein wahrer Christ und wie sie aus dem Bereiche seines Herzens alles das entferne, was ihn veranlassen könnte, die spanische Infantin, ihre Nichte, die sie ihm zugedacht, weniger zu lieben. Die Abneigung der Königin gegen Mademoiselle de Mancini war seit ihrer Unterredung mit deren Oheim stark gestiegen. Derselbe war ein Sklave des Ehrgeizes, ohne Dankbarkeit und nur zu sehr geneigt, sich allen andern vorzuziehen. Seine Nichte, beerauscht von ihrer Leidenschaft und von der Unwiderstehlichkeit ihrer Reize überzeugt, bildete sich ein, den König zu vermögen, aus Liebe zu ihr alles für sie zu tun. Sie liess ihren Oheim wissen, dass nach Lage der Dinge der Thron einer Königin ihr nicht unerreichbar sei, sofern nur er selber sich dem nicht widersetze. Der Kardinal seinerseits konnte sich der Versuchung einer so lockenden Wendung nicht entziehen und berührte eines Tages vor der Königin die ganze Angelegenheit, dabei der Tollheit seiner Nichte spottend, aber so seltsam zweideutig, dass sie sehr rasch ins Klare kam. Sie machte dem Gespräch ein Ende, indem sie aufs entschiedenste einfiel: „Ich glaube nicht, Herr Kardinal, dass der König einer solchen Niedrigkeit fähig wäre. Sollte er sich aber so weit vergessen können, diese Lösung auch nur zu erwägen, so seien Sie versichert, dass ganz Frankreich sich gegen Sie und den König erheben würde. Ich selbst würde mich an die Spitze der Erhebung stellen und meinen Sohn zwingen, sich ihr anzuschliessen“. Das Gespräch hatte bittere Folgen für die Königin, denn der Kardinal vergass nie die erlittene Zurechtweisung, für die er sich tausendfältig rächte, ohne dass Uneingeweihte den Grund davon einsehen konnten. Aber derselbe Mann, der nicht gütig genug war, um seiner Königin gegenüber stets loyal zu sein, war auch nicht böse

genug, um sie zu enttäuschen in dem Punkt, auf den es ihr am meisten ankam. Er verdient in der Tat das grösste Lob dafür, dass er trotz seiner Herrschsucht, die weder vor der Königin noch vor dem König Halt machte, sich entschliessen konnte, das eigene Interesse zu vergessen und einzig auf seine Pflicht zu hören. Es ist ja richtig, dass die persönlichen Vorteile, die er von einer Erhöhung seiner Nichte hoffen konnte, nicht nur nicht sicher, sondern mehr als fraglich waren.

Es handelt sich also um eine der schönsten Regungen des Kardinals und eine seiner wichtigsten Handlungen, durch die er seine unendliche Dankesschuld gegenüber der Königin einigermaßen abzahlte. Er ging so völlig auf ihren Standpunkt ein, dass er entgegen der Stimme des Bluts und dem Rat des Interesses, den Entschluss fasste, seine Nichte von all den Orten fernzuhalten, wo der König ihr hätte begegnen können. Der Fürst war ihr in der Tat so sehr verfallen, dass er glaubte, ihren Schmerz im Falle einer Trennung nicht ertragen zu können und, wie man versichert, sogar so weit ging, dem Kardinal zu sagen, er werde eher Mademoiselle de Mancini heiraten, als sie unbillig leiden lassen. Der Minister aber, der weder die Friedensunterhandlungen mit Spanien, noch die geplante Königsheirat mit der spanischen Infantin aufs Spiel setzen durfte, beschritt ohne Zögern den Weg der Ehre. Er weigerte sich, Verantwortlicher eines Bündnisses aus Leidenschaft zu sein, das nur zu bald zu Reue und zu Vorwürfen führen musste. Er wollte nicht die Empörung des Königreichs über eine dem König nicht anstehende Heirat heraufbeschwören. Er entgegnete also, dass ihn, den S. M. der verstorbene König und hernach I. M. die Königin-Mutter dazu berufen, ihm beizustehen mit Rat und Tat, das eben vernommene Geständnis nach langem treuem Dienst niemals veranlassen könne, zur Verminderung des Ruhms der Krone beizutragen; dass der Entscheid über seine Nichte allein bei ihm, dem Kardinal, liege und dass er sie eher erdolchen, als durch einen so ungeheuerlichen Verrat so hoch erheben werde. Es blieb dem König schliesslich nichts anderes übrig, als in die ihm schwer genug fallende Trennung einzuwilligen und Mademoiselle de Mancini nach Brouage ziehen zu lassen, wo sie im Exil leben sollte. Das alles erfolgte nicht ohne Tränen seiner- und ihrerseits; er sagte nichts, wäh-

rend sie, wie man behauptet, sich der Worte nicht enthalten konnte: „Sie weinen und sind doch der Herr“. Am Vorabend der Abreise Mademoiselle de Mancinis kam der König im Zustand äusserster Niedergeschlagenheit zu seiner Mutter. Sie nahm ihn beiseite und sprach lang mit ihm. Da aber die Empfindlichkeit eines unglücklich Liebenden der Einsamkeit bedarf, nahm sie mit eigener Hand eine Fackel vom Tisch und bat den König, ihr in ihr Badezimmer zu folgen. Nachdem sich beide ungefähr eine Stunde ausgesprochen hatten, kam der König mit sichtlich geröteten Augen wieder heraus. Die Königin erschien kaum minder betroffen über einen Schmerz, den sie nicht zu erdulden, aber aufzuerlegen hatte. Sie erwies mir damals die Ehre der Bemerkung: „Der König tut mir leid; Liebe und Vernunft kämpfen um ihn; aber er wird mir, ich habe es ihm gesagt, eines Tages danken für das, was ich ihm antun musste; ich bin dessen ganz gewiss“. Am folgenden Tag also, den 22. Juni 1659, verreiste Mademoiselle de Mancini, gefolgt von ihrer Schwester, Mademoiselle Hortense, und der kleinen Marie-Anne. Der König begleitete sie bis zum Wagen, ohne seinen Gefühlen den mindesten Zwang anzutun. Dann verabschiedete er sich von der Königin und begab sich augenblicks nach Chantilly, um daselbst während ein paar Tagen neue Kraft zu schöpfen. Er fand sie in seiner Vernunft, in seinem Charakter und in seiner Seele, welcher Gott jenen erhabnen Zug verliehen hatte, ohne den es keine Könige gibt.

Ludwig XIV. heiratete bald darauf seine Cousine, die spanische Infantin Marie-Thérèse — Marie de Mancini aber den Prinzen Colonna, Connetabel von Neapel. Diese Ehe bedeutete leider nicht das Ende, sondern den Anfang ihrer Abenteurer. Der König empfing sie nie mehr. Sie starb, wenn unsere Quelle uns nicht trügt, sturmverschlagen, unbekanntem Orts und unbekannter Zeit. Der glorreiche Augenblick auch ihres Lebens aber ist verewigt in einem der schönsten Stücke der Weltliteratur, in Racine's „Bérénice“. Es ist hier nicht der Ort, die unerschöpflichen Vorzüge dieses Meisterwerks auszubreiten. Möge der Leser wenigstens die grossen Worte vernehmen, mit denen ein Kaiser sich von dem geliebten Weibe trennt, welches die Staatsraison ihm nicht erlaubt zur Gattin zu erheben. Also spricht abschiednehmend Titus zu Berenike:

„Je sais tous les tourments où ce dessin me livre:  
Je sens bien que sans vous je ne saurais pas vivre,  
que mon coeur de moi-même est prêt à s'éloigner;  
mais il ne s'agit plus de vivre, il faut régner.“